

Stephan Bierling

NELSON
MANDELA



REBELL

HÄFTLING

C.H.Beck

PRÄSIDENT

STEPHAN BIERLING

Nelson Mandela

Rebell, Häftling, Präsident

C.H.BECK

Mit 1 Karte (© Peter Palm, Berlin) und 21 Abbildungen

1. Auflage. 2018

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: © Greg Bartley / Camera Press / Picture Press

ISBN Buch 978 3 406 72143 4

ISBN eBook 978 3 406 72144 1

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel
sowie versandkostenfrei auf unserer Website

www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere
Informationen.

Für Viola, wen sonst?

INHALT

MADIBAS MAGIE	10
1. DER JUNGE VOM LAND	18
Als Schwarzer im Land der Weißen 23 – Zögling der Missionsschulen und politisches Erwachen 28	
2. POLITISCHE LEHRJAHRE	35
Einstieg in die Politik und Heirat 41 – Der Apartheidstaat 48	
3. DER FREIHEITSKÄMPFER	57
Radikalisierung 66 – Die Freiheitscharta 70	
4. DER WEG IN DEN UNTERGRUND	76
Der Hochverratsprozess: Präludium 78 – Die gemischtrassige Welt des Widerstands 82 – Von Evelyn ... 85 – ... zu Winnie 89 – Der Hochverratsprozess: Hauptverhandlung 93 – Probleme des ANC und das Massaker von Sharpeville 95 – Sieg im Gericht 100	
5. ENTSCHEIDUNG FÜR DIE GEWALT	105
Im Untergrund 106 – Speer der Nation 118 – Die große Afrika- und London-Reise 1962 126	
6. KOMMUNIST UND TERRORIST?	132
Gefangennahme 133 – Mandela und der Kommunismus 136 – Der Staat auf der Anklagebank 146 – Die Razzia auf der Liliesleaf-Farm 151 – Vorbereitung auf den Prozess 156	

7. DER RIVONIA-PROZESS	159
Die Anklage 160 – «I am prepared to die» 166 – Das Urteil 171 – Reaktionen und Lektionen 175	
8. HÄFTLING NUMMER 466/64	179
Alltag auf Robben Island 180 – Der Kampf um die Würde 188 – Die Knast-Uni 194 – Mandelas Wandlung 198 – Unbeugsamer Menschenfischer 202 – Winnie Mandela: die politische Witwe 208	
9. SÜDAFRIKA AM ABGRUND	218
Der Aufstieg Bikos und der Soweto-Aufstand 220 – Die Release- Mandela-Kampagne 226 – Anpassen oder sterben 231 – Von Robben Island nach Pollsmoor 237 – Auf dem Weg zur Unregier- barkeit 240 – Verständigungssignale 245	
10. DER VERHANDLER	250
Sondierungsgespräche mit der Regierung 252 – Das Winnie-Pro- blem 258 – Botha unter Druck 262 – Freiheit 270 – Reisediplo- matie 279	
11. DER RETTER	286
Der Anfang vom Ende der weißen Vorherrschaft 287 – Skandal um Winnie 294 – Kraftproben um die Übergangsverfassung 298 – Mandelas große Stunden 305 – Der Wahlkampf 311	
12. DER PRÄSIDENT	317
Der Versöhner 320 – Die Wahrheits- und Versöhnungskommis- sion 329 – Erfolge der Mandela-Präsidentschaft 331 – Misser- folge 336 – Bestseller-Autor, Einsamkeit und neues Glück 346	

13. ELDER STATESMAN	352
Im Unruhestand 354 – Ruhestand vom Ruhestand 360 – Familien- intrigen 362 – Der Kampf um Mandelas politisches Erbe 365 – Der Tod des Patriarchen 368 – Vermächtnis 371	
BIBLIOGRAFIE	376
ANMERKUNGEN	384
BILDNACHWEIS	413
PERSONENREGISTER	414

MADIBAS MAGIE

Selbst in den dunkelsten Tagen seines Lebens verlor er nie seine Würde und seine Siegesgewissheit. Nicht als erster schwarzer Anwalt mit eigener Kanzlei in Johannesburg, während ihn das Apartheidregime mit Rede- und Reiseverbot und einem Hochverratsprozess mundtot machen wollte. Nicht während des Rivonia-Prozesses im Justizpalast von Pretoria, als ihn der Staatsanwalt der Sabotage und des Umsturzversuchs bezichtigte und die Todesstrafe forderte. Nicht auf der Gefängnisinsel Robben Island, wo er lebenslänglich weggesperrt werden sollte. In den aussichtslosesten Momenten seiner Haft sagte er sich und Mitgefangenen ein Gedicht des britischen Schriftstellers William Ernest Henley vor.¹ Sein Titel: «Invictus», auf Deutsch «Unbezwungen». Es endet mit den Zeilen:

«It matters not how strait the gate,
How charged with punishments the scroll,
I am the master of my fate:
I am the captain of my soul.»

Manche Menschen formt das Gefängnis, sagte Nelson Mandela später einmal, manche zerbricht es.² Mandela hat es geformt oder besser: Er hat sich in den 27 Jahren der Haft neu geformt. Der Mann, den die Regierung 1963 aburteilen ließ, war eine imposante Figur des Widerstands, aber auch heißblütig und gewaltbereit. Als Mandela am 11. Februar 1990 das Gefängnis als freier Mann verließ, war er nicht nur unbezwungen. Vielmehr war er zu einer besonnenen, abgeklärten Führungspersonlichkeit gereift, die das geschundene Südafrika durch moralische Autorität, Willenskraft und Verhandlungsgeschick fast im Alleingang von der Schwelle des Bürgerkriegs zurückreißen und auf einen Kurs der Versöhnung führen konnte. Für Südafrika wurde Man-

dela, was George Washington für die USA und Mahatma Gandhi für Indien waren: Befreier, Gründer und Sinnstifter der Nation.

International wurde Mandela Kult. Papst Johannes Paul II. lud ihn zur Audienz, US-Präsident George H. W. Bush empfing ihn im Weißen Haus, der amerikanische Kongress gewährte ihm das Rederecht vor beiden Kammern. Sogar die britische Premierministerin Margaret Thatcher, die dem Apartheidregime lange die Treue gehalten hatte, traf ihn in ihrem Amtssitz. Nach der Verleihung des Friedensnobelpreises 1993 und nach dem Sieg bei den ersten freien Präsidentschaftswahlen 1994 stieg Mandela zum säkularen Heiligen auf. Das Magazin *Time* kürte ihn zu einem der 20 wichtigsten Politiker und Revolutionäre des 20. Jahrhunderts.

In Südafrika und der Welt gab es kaum einen Politiker, der nicht nach einem Treffen und einem Bild mit «Madiba», so sein Clan- und Kosenname, gierte. Seine Magie sollte auf das profane Gegenüber abfärben. Nicht von ungefähr suchte US-Präsident Bill Clinton in den schwersten Stunden der Lewinsky-Affäre Rat und Trost bei Mandela. Sein Nachfolger Barack Obama steuerte 2010 das Vorwort zu einem Buch mit Mandelas Reden, Briefen und Interviews bei, von Politik-Popstar zu Politik-Popstar sozusagen. Bei den Feiern zu seiner Amtseinführung 2008 und 2012 ließ Obama denselben exquisiten südafrikanischen Schaumwein von Graham Beck ausschenken wie sein Vorbild bei seiner Inauguration 1994. Als Mandela 2013 starb, schickte Obama entgegen aller Tradition nicht seinen Vizepräsidenten zur offiziellen Trauerfeier ins Stadion von Soweto bei Johannesburg, sondern flog selbst hin und zitierte in seiner Rede die letzte Strophe von Henleys Gedicht. Und er ordnete den außergewöhnlichen Schritt an, die amerikanischen Flaggen auf Regierungsgebäuden drei Tage auf Halbmast zu setzen.

Wer heute durch Südafrika reist, kann sich der Gegenwart Mandelas nicht entziehen. Überall finden sich Gedenkstätten und Statuen, Schulen, Krankenhäuser, Straßen und eine Universität sind nach ihm benannt, er lächelt einen von riesigen Plakaten an, das ihm gewidmete Museum ist gleich auf drei Orte verteilt. Dahinter verbirgt sich die

tiefe Bewunderung und Zuneigung vieler Menschen, schwarzer wie weißer, und der Versuch, den Aufbruchgeist der 1990er Jahre wachzurufen. Die Omnipräsenz Mandelas entspringt jedoch auch politischem Kalkül. Der seit 1994 herrschende ANC will die Erinnerung an seinen Übervater so lange wie möglich am Leben erhalten. Das Andenken an ihn erlaubt der von Korruption und Günstlingswirtschaft zerfressenen Partei, von ihrer kargen Regierungsbilanz und ihren vielen Affären abzulenken. Aber nicht allein der ANC verklärt Mandela. Da viele afrikanische Rebellenführer von Julius Nyerere in Tansania über Kenneth Kaunda in Sambia und Robert Mugabe in Simbabwe nach ihrem Sieg gegen die weißen Kolonialherren ihr Land zugrunde richteten, ist das Verlangen nach einem schwarzen Superhelden in Afrika und im Westen so überwältigend, dass Mandelas tapfer ertragene Gefängnisjahre und seine titanenhafte Versöhnungspolitik alle anderen Aspekte seiner politischen Karriere und seines persönlichen Lebens überlagern.

Nicht umsonst wurden seine von einem Ghostwriter geschönten Memoiren und die wenig kritische autorisierte Biografie von Anthony Sampson zu Bestsellern, erfüllen sie doch die Sehnsucht vieler Menschen nach einer makellosen Lichtgestalt. Aussagen Mandelas finden sich auf Postern und Postkarten und drohen, aus dem Zusammenhang gerissen und ihres historischen Kontextes beraubt, zu banalen Kalendersprüchen zu degenerieren. Seine zahlreichen Namen und liebevollen Bezeichnungen lassen ihn fast überlebensgroß erscheinen: Da ist sein Familienname Mandela, sein Xhosa-Vorname Rolihlahla, sein ihm von einer Missionslehrerin gegebener Name Nelson, der Name Dalibhunga, den er zur Initiation erhielt und mit dem er oft Briefe an Winnie aus Robben Island unterschrieb, schließlich Madiba, der Name seines Clans, und Tata, Vater.

Eine mythische Überhöhung wird Mandela allerdings nicht gerecht, weder seiner Person noch seinem politischen Wirken. Zu bescheiden, zu geerdet ist er selbst im höchsten Staatsamt geblieben, immer wieder wehrte er sich gegen allzu große Verehrung. «Ein Thema, das mir im Gefängnis große Sorge bereitete, war das falsche Bild, das ich un-

absichtlich der Außenwelt vermittelte; dass man mich als Heiligen betrachtete. Das war ich nie», schrieb Mandela in seinem zweiten, unvollendeten Memoirenband.³ In der Tat ist sein Leben facettenreicher, vielschichtiger und weniger geradlinig als meist angenommen und von fast allen Biografen geschildert. Mandela hat viele Gesichter: stolzer Häuptlingssohn, eifriger Missionsschüler, feuriger schwarzer Nationalist, schwieriger Ehemann, prinzipienfester Anwalt, opportunistischer Marxist, einflussreiches Mitglied des Führungszirkels des ANC und der Kommunistischen Partei Südafrikas, gewaltbereiter Widerstandskämpfer, disziplinierter Häftling, Menschenfischer, geschickter Verhandler, loyaler Parteipolitiker, Versöhner der Nation, gefeierter Weltstaatsmann, Freund von Präsidenten, Diktatoren, Superreichen und Showstars, rastloser Ruheständler, verehrter Elder Statesman, distanzierter Vater, missbrauchte Symbolfigur.

Den Mann aus Fleisch und Blut herauszuarbeiten, zu zeigen, was ihn antrieb, wie sich seine politische Philosophie entwickelte und wie er zur moralischen Instanz Südafrikas, ja der Welt aufstieg, ist das zentrale Anliegen dieses Buchs. Das ist nicht einfach. Trotz seiner langjährigen medialen Allgegenwart und globalen Bekanntheit blieb Mandela der Welt und, wie Robben-Inland-Mithäftling Ahmed Kathrada schrieb, selbst seinen längsten und engsten Weggefährten ein Rätsel:

«Er ist charmant und charismatisch und verfügt sowohl über eine magnetische Persönlichkeit als auch über eine gebieterische Ausstrahlung. Er ist ein Gemisch aus Bauer und Aristokrat, ein lebendes Paradox: ein Demokrat par excellence mit einem Schuss Alleinherrscher; zugleich stolz und schlicht; weich aber hartnäckig; stur und flexibel; eitel im einen Moment und bescheiden im nächsten; grenzenlos tolerant, aber auch ungeduldig.»⁴

Die Rätselhaftigkeit Mandelas ist Folge davon, dass er seine Ansichten oft änderte und den Umständen anpasste. Begann er seine politische Laufbahn Ende der 1940er Jahre noch mit der Vorstellung, dass allein Schwarze den Widerstand gegen die Apartheid tragen sollten, so öffnete er sich später der Kooperation mit Weißen, Farbigen und

Indern. Er wendete sich in den 1950er Jahren den Kommunisten zu, nur um sich 1964 wieder von ihnen zu entfernen und einen integrativen Kurs zu verfolgen. Früh setzte er auf den bewaffneten Kampf – und scheiterte kläglich damit. Privat verlief Mandelas Leben ebenfalls turbulent und widersprüchlich. Dank seines Charmes und seines blendenden Aussehens war er immer ein Ladies' Man, dauerhaftes Glück sollte er indes erst mit seiner dritten Ehefrau finden. Zwei aufreibende Scheidungen, die Entfremdung von seinen Kindern, der Verlust einer Tochter im Kindbett und eines Sohns durch einen Autounfall, eines weiteren durch Aids, der Tod einer geliebten Urenkelin, das alles musste ihn schwer belasten. Mandela sprach jedoch fast nie darüber, blieb introvertiert und stoisch, einige Familienmitglieder hielten ihn gar für gefühllos. Gleichzeitig schrieb er aus seiner Zelle in Robben Island zärtliche Briefe an seine Frau Winnie und konnte mit seinem Einfühlungsvermögen und Charisma selbst erklärte Gegner für sich gewinnen.

Dass ich nach der kleinen Mandela-Biografie aus dem Jahr 2012 eine längere Version vorlege, hat mit der Faszination dieses Mannes zu tun und dem Gefühl, noch nicht ganz fertig mit ihm zu sein. In einer Zeit, in der Putin und Erdoğan ihre Demokratien zu Diktaturen umbauen, in der Assad seine Bürger mit Giftgas und Fassbomben massakriert, in der Le Pen und Trump ihre Gesellschaften spalten und radikalisieren, erscheint die Leistung Mandelas, sein Land vom Abgrund des Bürgerkriegs zurückgerissen, verfeindete Gruppen versöhnt und eine multirassische Gesellschaft propagiert zu haben, umso gewaltiger. Wie es ihm gelang, Südafrika vor einem Schicksal wie Syrien zu bewahren, ist das große Thema dieses Buchs. Selbstverständlich war dieses Ergebnis nicht, nicht einmal wahrscheinlich. Doch ist es nicht das, was große Staatsmänner definiert: das Unwahrscheinliche, das Unvorstellbare wahrscheinlich und vorstellbar zu machen?

Seit Mandelas Tod 2013 sind zahlreiche neue Dokumente aufgetaucht, darunter das Originalmanuskript seiner Autobiografie aus dem Jahr 1976 und Briefe Winnie Mandelas an ihn aus dem Gefängnis. Das südafrikanische Film-, Video und Tonarchiv restaurierte mit

französischer Hilfe die Audiomitschnitte des Rivonia-Prozesses. Das Nelson Mandela Centre of Memory hat die Interviews des Ghostwriters seiner Autobiografie, Richard Stengel, mit Mandela zugänglich gemacht. Zelda La Grange, die langjährige persönliche Assistentin Mandelas, hat 2014 ihre Erinnerungen vorgelegt, ebenso Christo Brand, sein Wärter auf Robben Island und in Pollsmoor. Nicht zuletzt hat die Wissenschaft in den vergangenen Jahren wesentliche neue Erkenntnisse zu Mandelas Leben vor seinem Gefängnisaufenthalt und zum ANC im Exil gewonnen.

Ich danke dem mittlerweile leider verstorbenen Lord Joel Joffe, dem Organisator von Mandelas Verteidigerteam, für seine Erläuterungen zum Rivonia-Prozess, die vielen Kontakte und Hinweise und den inspirierenden Nachmittag bei ihm und seiner Frau Vanetta in Liddington Manor vor den Toren Londons. Dr. Mamphela Ramphela, AnnMarie Wolpe, Dave Steward und Tony Heard teilten ihre Erfahrungen mit Mandela in Interviews mit mir. Prof. Dr. Beate Neuss, Stellvertretende Vorsitzende der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS), Christian Echle, der Leiter des Medienprogramms Subsahara-Afrika der KAS, Maureen Mansfield und Rudi Loutit vermittelten mir wichtige Gesprächspartner. Razia Saleh, Chefarchivarin der Nelson-Mandela-Stiftung, unterstützte mich während meines Forschungsaufenthalts an ihrer Einrichtung im Februar 2017. Brenda Kotze, Archivarin für audiovisuelle Medien am National Film, Video and Sound Archives von Südafrika, gab mir freundlicherweise Auskünfte zu den Dictabelts-Aufzeichnungen des Rivonia-Prozesses. Herzlich danke ich Prof. Dr. Séan Morrow und Dr. Barbara Morrow für ihre vielen Ratschläge zu Quellenlage und Interviewpartnern sowie für ihre Einschätzungen der südafrikanischen Politik – und für 20 Jahre der Freundschaft, seit ich 1998 als DAAD-Gastprofessor an der Fort-Hare-Universität, Mandelas Alma Mater, lehren konnte. Ich danke meiner Frau Viola Schenz, die mich bei den Forschungsaufenthalten und Interviews unterstützte und von deren wachem Verstand und Sprachgefühl dieses Buch enorm profitierte. Dr. Uwe Dubielzig hat mit seinen akribischen Hinweisen liebenswürdigerweise geholfen, inhaltliche,

formale und stilistische Unsauberkeiten zu beseitigen. Carolin Huber B. A. und Christian Sigl erstellten mit großem Einsatz das Personenregister. Verbunden bin ich bei unserem mittlerweile sechsten gemeinsamen Projekt dem Verlag C.H.Beck, insbesondere seinem Cheflektor Dr. Detlef Felken, der dieses Buch angestoßen und das Manuskript klug kommentiert hat, und seinen Kolleginnen Bettina Corßen-Melzer und Janna Rösch.

1. DER JUNGE VOM LAND

Am Abend seines Lebens kehrte Nelson Mandela oft dorthin zurück, wo er aufgewachsen war und eine glückliche Kindheit verbracht hatte: in die rollenden grünen Hügel und saftigen Weiden der Transkei, nach Qunu, 640 Kilometer südlich von Johannesburg direkt an der N2 gelegen, der Schnellstraße von Kapstadt nach Durban. Schon als Präsident Südafrikas residierte er an vielen Feiertagen und am Weihnachtsfest in seinem Bungalow aus großen roten Ziegelsteinen und mit seinen Rundbögen im spanischen Stil. Den Bauplan hatte Mandela selbst entworfen im letzten seiner 27 Gefängnisjahre, den Grundriss übernahm er eins zu eins von seinem letzten Haftort, einem stattlichen Bungalow auf dem Gelände des Victor Verster-Gefängnisses bei Paarl unweit von Kapstadt. Er wählte die Lage seines Heims in der Überzeugung, «ein Mann sollte sterben, wo er geboren wurde»¹.

Zur Welt gekommen war Mandela am 18. Juli 1918 in dem kleinen Dorf Mvezo wenige Kilometer südlich von Qunu. Sein Vater Gadla Henry Mandela gab ihm den Namen Rolihlahla, was «am Ast eines Baumes ziehen» heißt und umgangssprachlich «Unruhestifter» bedeutet. «Mandela» war eigentlich der Vorname seines Großvaters, den die britischen Kolonialherren kurzerhand zum Familiennamen erklärten. Die Mandelas gehörten zu den Thembus, einem der fünf Hauptstämme des Xhosa-Volks, das seit dem Mittelalter aus der Region der Großen Seen in der Mitte des Kontinents in die Transkei eingewandert war. Nach den Zulus bilden die Xhosas die zweitgrößte ethnische Gruppe in Südafrika. In der Sprache der südafrikanischen Ureinwohner, der Khoisan, bedeutet Xhosa «die wütenden Männer». Mandela sollte seinem Vornamen und dem Namen seines Volks als junger Mann alle Ehre machen. Innerhalb ihres Stamms gehörten die Mandelas zum Madiba-Clan, benannt nach einem Thembu-König

aus dem 18. Jahrhundert. Später titulierte viele Bewunderer Mandela respektvoll «Madiba», was in Xhosa so viel wie «der Füller von Gräben» oder «Versöhner» bedeutet. Der Clan zählte zur königlichen Linie der Thembus, allerdings zum «Linke-Hand-Haus» und nicht zum Haupthaus. Damit waren die Mandelas keine Thronaspiranten, sondern Berater des Regenten. Mandelas Mutter Nosekeni war die dritte der vier Frauen Henrys, bei denen der Vater abwechselnd lebte und mit denen er 13 Kinder zeugte – beides Zeichen relativen Wohlstands. Nosekeni oder Henry hatten wahrscheinlich Khoisan-Vorfahren, die man auch «Buschmänner» nennt, auf jeden Fall legen dies Mandelas tiefhängende Augenlider, hohe Wangenknochen und heller Teint nahe. Das wäre nicht ungewöhnlich, lebten Khoisan und Xhosas doch eng zusammen. Viele der markanten Schnalz- und Klicklaute der Khoisan gingen in die Sprache der Xhosa ein, selbst in den Namen des Stamms – das «X» steht dabei für einen Schnalzlaut.

Wenige Jahre nach der Geburt Rolihlahlas verlor Henry seine Position als Häuptling, geriet in wirtschaftliche Schwierigkeiten und schickte Nosekeni mit ihren vier Kindern in die Nähe ihrer Verwandten nach Qunu – eine kleine Siedlung von Rundhütten, gebaut aus einem Gemisch aus Lehm, Schlamm und Kuhdung und mit reetgedeckten Dächern. Die Hütten der paar Dutzend Familien standen meist um ein Viehgehege, den *Kraal*, und unweit der Felder. Die Mandelas hatten drei Rundhütten: eine zum Kochen, eine zum Schlafen, eine für Vorräte. Zu essen gab es Mais, meist in der Form von Mealie Pap, einem weißen Brei, Sorghumhirsen, Bohnen und Kürbis, zu trinken in Kalebassen aufbewahrte Sauer Milch. Nur wenige reiche Familien konnten sich Fleisch, Tee, Kaffee oder Zucker leisten. Mit Freunden streifte Mandela durch die Hügel und Wiesen, zu Hause erwarteten ihn eine liebevolle Großfamilie und, meist für eine Woche im Monat, ein strenger Vater, der absoluten Gehorsam erwartete und auf die strikte Einhaltung der Thembu-Bräuche achtete. Einem Wärter in Robben Island erzählte Mandela, dies sei die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen. Er habe «mit einer Schleuder Vögel geschossen, Obst von den Bäumen gepflückt, mit einem gebogenen Draht Fische gefangen und warme

Milch direkt vom Kuheuter getrunken»². Mit Fünf, als Hirtenjunge, lernte Mandela, welche zentrale Rolle Rinder im Leben der Xhosas spielen. Sie sind Lieferant von Fleisch und Milch, Zahlungsmittel und Zeichen für den Wohlstand eines Stammesmitglieds. Das Afrika aus dem Bilderbuch mit seinen wilden Tieren und Nationalparks lernte Mandela nicht kennen, dieses Afrika blieb den Weißen vorbehalten und war unerreichbar für Schwarze. Er musste 38 Jahre alt werden, um seinen ersten Elefanten zu sehen. Auch damit unterschied sich Mandelas Kindheit kaum von der seiner schwarzen Altersgenossen.

Das änderte sich, als christliche Freunde Nosekeni und Henry vorschlugen, ihren aufgeweckten Jungen auf eine Missionsschule zu schicken. Obwohl Mandelas Eltern nicht lesen und schreiben konnten, erkannten sie, dass Lernen der einzige Weg war, weiterzukommen. Die Zeit der bäuerlichen Lebensweise neigte sich sogar in der Transkei ihrem Ende zu, die Moderne und mit ihr die formale Ausbildung zogen langsam in die Stammesgebiete ein. Mit Sieben besuchte Mandela als erster in der Familie eine Schule. Wie auf dem Land üblich, bestand auch die in Qunu aus einem Klassenzimmer für alle Altersstufen. Zur Feier des ersten Schultags schenkte Henry seinem Sohn eine seiner alten Hosen, schnitt sie an den Knien ab und band sie ihm mit einer Schnur um die Hüfte. Bis dahin hatte Mandela nur eine Wolldecke getragen, die um die Schulter geschlungen und von einer Nadel zusammengehalten wurde. «Ich muss einen komischen Anblick geboten haben», schrieb Mandela in seiner Autobiografie, «doch nie habe ich ein Kleidungsstück besessen, auf das ich stolzer gewesen wäre als auf meines Vaters abgeschnittene Hose.»³

An seinem ersten Schultag erhielt Mandela von seiner schwarzen Lehrerin den Vornamen, der ihn bekannt und berühmt machen sollte: Nelson. Der Grund dafür war einfach. Die weißen Missionare hatten Schwierigkeiten, die afrikanischen Namen auszusprechen. Mandelas Schule betrieben Methodisten, die ihn wie schon seine Mutter auch gleich taufte. Zwei Jahre darauf ereilte Mandela ein Schicksalsschlag, der sein Leben drastisch veränderte. Sein Vater starb an einer Lungenerkrankung. Mit dem Ausfall des Ernährers und Versorgers war Man-

delas Schulbesuch bedroht. Aber Henry Mandela hatte vorgesorgt: Auf dem Sterbelager verlangte er nach dem Thembu-Herrscher Jongintaba Dalindyebo und bat ihn, sich um seinen Sohn zu kümmern. Nach der Trauerperiode brachte Nosekeni den Jungen in Jongintabas unweit von Qunu gelegene Residenz Mqhekezweni. Das königliche Quartier bestand aus zwei großen rechteckigen Häusern mit weiß getünchten Wänden und Wellblechdächern, umgeben von sieben Rundhütten. Etwas Eindrucksvolleres hatte der junge Mandela nie gesehen. Noch dazu trug der König einen eleganten Anzug und fuhr einen «majestätischen ... Ford V8»⁴, wie sich Mandela erinnerte, das einzige Auto in der ganzen Region. Kein Wunder, dass sich der weiße Magistrat, die oberste Autorität in der Transkei, mehrmals mit der «massiven Extravaganz seines Lebensstils» und den konstanten Geldnöten des Königs befasste.⁵

Jongintaba und seine Frau NoEngland, beide gläubige Methodisten, kümmerten sich mit der gleichen Zuneigung um Mandela wie um ihre eigenen Söhne und schickten den scheuen, unsicheren Jungen weiter zur Schule. «Die beiden Einflüsse, die meine Gedanken und mein Tun in jener Zeit beherrschten», bekannte Mandela später, «waren Stammesführerschaft und Kirche.»⁶ Jeden Sonntag ging man gemeinsam fein herausgeputzt zur Messe. Mehr als zehn Jahre lang sollte der Regent sein Vormund und Förderer sein. Seine leibliche Mutter sah Mandela viele Jahre nicht mehr. Der vier Jahre ältere Sohn Jongintabas, Justice, wurde sein großes Vorbild. Justice ging ans von Methodisten geleitete Eliteinternat Clarkebury im einhundert Kilometer entfernten Qokolweni, war ein exzellenter Sportler, ein eleganter Tänzer, groß und gutaussehend und hatte eine Menge Bewunderer. Mandela eiferte ihm nach. Als er selber mit Fünfzehn nach Clarkebury kam, schenkte ihm der König Anzug und Stiefel, gab ihm die beträchtliche Summe von einem Pfund als Taschengeld, fuhr ihn persönlich hin und stellte ihn dem Rektor vor. Dieser war der erste Weiße, dem Mandela die Hand schüttelte.

Zu Mandelas prägendsten Eindrücken am Hof Jongintabas zählte, die traditionelle Entscheidungsfindung zu beobachten. Bei den Treffen

hörte der König den – ausschließlich männlichen – Beratern und Häuptlingen aufmerksam zu und griff nie in die Diskussionen ein, selbst wenn er kritisiert wurde. Erst am Schluss versuchte er, Einvernehmen herzustellen. Ein Treffen konnte nur in Einstimmigkeit enden oder ergebnislos. Mandela betonte in seinen Memoiren, wie wichtig dieses Erlebnis von «Demokratie in ihrer reinsten Form» für seinen eigenen Führungsstil gewesen war. Auch seiner Biografin Mary Benson sagte er 1986, damals habe «unser Volk friedlich gelebt unter der demokratischen Herrschaft seiner Könige und ihrer Berater»⁷. Damit verstand Mandela Demokratie anders als in den Lehrbüchern nicht als System, in dem eine Mehrheit des Volks ihre Führer wählt und gegebenenfalls abwählt, sondern als ein Verfahren, um einen Konsens zu erreichen, mit einem versöhnlichen Regenten an der Spitze. Dessen Entscheidung war dann freilich verbindlich. Für einen Herrscher gehörte es sich ebenfalls nicht, Emotionen zu zeigen oder Groll auf einen Übeltäter zu empfinden. Diese prämodernen, mehr einem Stammesherrscher als einem auf Zeit gewählten Souverän entsprechenden Prinzipien sollten Mandela sein ganzes Leben lang begleiten. Sogar die schicke Kleidung, das Auftreten und seine aufrechte Körperhaltung schaute er sich vom König und von den Häuptlingen ab. Da er nicht in der direkten Thronfolge-Linie stand, bemühte er sich offenbar, noch königlicher zu wirken als der König.⁸

Nach der formalen Annexion Thembulands durch die Briten 1885 hatten die Könige große Macht behalten, etwa bei der Landvergabe und der Streitschlichtung. Die Kolonialherren schätzten sie als Mittler zwischen ihnen und der schwarzen Bevölkerung und bezahlten ihnen eine Apanage. Aber die Könige und Häuptlinge brauchten bei ihrer Wahl nicht nur die Zustimmung der Stammesältesten, sondern auch die Bestätigung der weißen Behörden, und formal gehörten Grund und Boden der britischen Krone. «Die Schwarzen hatten Todesangst vor den Weißen», erinnerte sich Häuptling Anderson Joyi, der Mandela Mitte der 1930er Jahre kennenlernte. «Die Weißen dominierten in Polizeistationen, ... Kirchen, Schulen.»⁹

Als Schwarzer im Land der Weißen

Begonnen hatte die europäische Besiedelung des Landes, als die Niederländische Ostindien-Kompanie 1652 einen Versorgungsposten am Kap einrichtete und sich langsam ins Landesinnere ausbreitete. Aufgrund ihrer strategischen Bedeutung für den Seeweg nach Indien übernahm das aufstrebende Britische Empire während der Napoleonischen Kriege die Kap-Kolonie. Da die Briten den niederländischstämmigen Siedlern, den Buren («Bauern»), die Expansion ins Gebiet der Xhosas und den Sklavenhandel untersagten, kam es zu Spannungen zwischen den alten und den neuen Herren. Sie eskalierten, als London in den 1830er Jahren auch den Besitz von Sklaven verbot. Ein Fünftel der Buren, etwa 15 000 Personen, verließ daraufhin die Kolonie und zog im *Großen Trek* nach Nordosten. Dort gründeten die *Voortrekker*, wie sie sich selbst nannten, drei unabhängige Republiken: Transoranje, Transvaal und Natalia. Bei der Ausbreitung nach Natal brachen Kämpfe mit den einheimischen Zulus aus, die mit dem Sieg der Buren endeten. Aus Furcht vor einem Buren-Staat mit Zugang zum Indischen Ozean marschierten kurz darauf britische Truppen in Natalia ein und errichteten 1877 eine eigene Kolonie mit dem Namen Natal. Viele der dort ansässigen Buren flohen in die anderen beiden Republiken im Landesinneren, wo sie abgeschieden ihre eigene Kultur und Gesellschaft entwickelten. Der Große Trek wurde zur Gründungslegende der neuen Buren-Nation, die überzeugt war, ihre Unabhängigkeit gegen imperialistische Briten und feindselige Schwarze verteidigen zu müssen. Unter der Führung von Paul Kruger, von 1881 bis 1900 Präsident von Transvaal, entwickelten die Buren den Mythos eines auserwählten Volks, das Gottes Mission in Afrika erfüllen soll.

In den 1860er Jahren lebten die drei großen Bevölkerungsgruppen in separaten politischen Einheiten: in zwei britischen Kolonien, zwei Buren-Republiken und mehreren afrikanischen Königreichen. Dazu kamen die Inder, die die Briten in dieser Zeit nach Natal brachten zur

Arbeit auf den Zuckerrohrplantagen und als Händler. Wirtschaftlich hatten die Gruppen wenig miteinander zu tun. Das änderte sich schlagartig, als man in Transvaal 1867 Diamanten entdeckte und 1886 Gold. Auf einmal besaß das südliche Afrika, dessen Ökonomie bis dahin auf Selbstversorgungslandwirtschaft basierte, wertvolle Exportgüter. Die Funde lösten einen Zustrom ausländischen Kapitals und eine Massenimmigration aus. In Transvaal verachtete sich die weiße Bevölkerung innerhalb weniger Jahre, und hunderttausende Schwarze suchten Arbeit in den Goldminen und neu entstehenden Städten. Fast alle Minen standen unter Kontrolle der Briten. Um sich billige Arbeitskräfte zu sichern, eroberten sie in den 1870er und 1880er Jahren die unabhängigen Königreiche der Xhosas und Zulus, konfiszierten das meiste Land und führten Steuern ein. Schwarze Männer, die bis dahin freiwillig in den Minen gearbeitet hatten, mussten sich jetzt zu den Bedingungen der Eigentümer verdingen. Ihre Frauen und Kinder ließen diese Arbeitsmigranten auf dem Land zurück, wo sie von Ackerbau und den Geldsendungen der Männer lebten. Viele Merkmale des späteren Apartheidsystems wie die Passgesetze, die städtischen Ghettos oder die verarmten Homelands gehen auf diese Zeit zurück.

Mit der Entdeckung von Diamanten und Gold verschärfen sich die Spannungen zwischen Briten und Buren von neuem. Da die Buren kaum über Investitionskapital und Know-how verfügten, dominierten die Briten das gesamte wirtschaftliche Leben. Die Profite flossen nach Europa und in die USA und trugen wenig zur industriellen Entwicklung der Buren-Republiken bei. Als die Buren versuchten, über eine Besteuerung der Gewinne einen Teil des Wohlstands im Land zu halten, gerieten sie in Konflikt mit den Minenbetreibern, den europäischen Investoren und schließlich der britischen Regierung. London beschloss deshalb, Transvaal und den Oranje-Freistaat in eine südafrikanische Föderation unter seiner Kontrolle einzugliedern. Doch die beiden Republiken widersetzten sich einer unfreundlichen Übernahme und erklärten Großbritannien 1899 den Krieg. Es war der erste antikolonialistische Kampf der modernen Geschichte in Afrika.

Die Kosten des von beiden Seiten äußerst brutal geführten Konflikts waren immens. Die Briten verloren 22 000 Soldaten, die Buren 7000. Härter noch traf es die Zivilbevölkerung. Auf die Guerillataktik der militärisch unterlegenen Buren antworteten die Briten mit einer Politik der verbrannten Erde, die in der Zerstörung von 30 000 burischen Farmen und der Einrichtung von Konzentrationslagern gipfelte. Von den 110 000 internierten Buren starben 28 000 an Auszehrung und Krankheiten, 94 Prozent davon Frauen und Kinder. Zugleich sperrten die Briten viele Schwarze, die in den Burengebieten lebten und ihnen meist nicht feindlich gesinnt waren, in eigene Lager. 115 000 Afrikaner wurden so im Laufe des Kriegs interniert, mehr als zehn Prozent von ihnen kamen um.

Die Briten kostete der Konflikt, der in der Heimat immer unpopulärer wurde, mehr als jede andere militärische Auseinandersetzung seit den Napoleonischen Kriegen. Ungeachtet ihrer Niederlage 1902 gelang es den Buren deshalb, London ein günstiges Friedensabkommen abzutrotzen. Das unterstellte die beiden Republiken zwar der britischen Krone, aber die Buren erhielten Kompensationen für ihre Eigentumsverluste und die Zusage, sich selbst verwalten zu dürfen. Von den fehlenden politischen Rechten der Schwarzen – dem vorgeschobenen Interventionsgrund der Briten – war nicht mehr die Rede. Im Gegenteil, die Furcht, die Schwarzen könnten wegen ihrer aktiven Teilnahme am Krieg eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen und politischen Lage fordern, ließ Briten und Buren zusammenrücken. Das Wahlrecht zum Beispiel sollten Schwarze nur erhalten, solange es – in den Worten des britischen Gouverneurs für die neuerworbenen südafrikanischen Kolonien, Alfred Milner – «die gerechte Vorherrschaft der weißen Rasse»¹⁰ nicht gefährdete. Zudem lag es im gemeinsamen Interesse von Briten und Buren, die Minenindustrie mit einer ausreichenden Zahl billiger schwarzer Arbeiter zu versorgen. Schwarze sollten darum nicht das Recht haben, Land über eine bestimmte Größe hinaus zu besitzen, ihre eigene Regierung zu wählen oder ihren Arbeitsplatz oder Wohnort selbst zu bestimmen.

1910 schlossen sich die zwei britischen Kolonien Kap und Natal

und die beiden burischen Republiken Transvaal und Oranje Freistaat zur *Südafrikanischen Union* zusammen. Die erste Regierung setzte sich aus den in den vier Gebieten vormals herrschenden Parteien zusammen, die sich zur *Südafrikanischen Partei* vereinigt hatten. Bei allen Differenzen zwischen Briten und Buren zielten beide darauf ab, die Rassen zu trennen und die weiße Vorherrschaft zu institutionalisieren. Alle Abgeordneten im Parlament des neuen Staats mussten «von europäischer Abstammung» sein. In Transvaal und im Oranje Freistaat durften de jure und in Natal de facto allein weiße Männer wählen, in der Kapkolonie bis in die 1930er Jahre auch einige ökonomisch besser situierte Schwarze und «Farbige», wie Mischlinge genannt wurden. Dabei stellten die Weißen, je zur Hälfte Briten und Buren, bei der Volkszählung 1903 lediglich 22 Prozent, die Schwarzen jedoch 67 Prozent der gut fünf Millionen Südafrikaner. Dazu kamen neun Prozent Farbige und zwei Prozent Inder. Die Politik der Rassendiskriminierung sicherte die politischen und wirtschaftlichen Vorrechte der Weißen auf Kosten der anderen, in erster Linie der Schwarzen. 1911 verabschiedete das Parlament ein Gesetz, das Schwarze von der Übernahme der meisten Fach- und Vorarbeiter-Positionen in den Minen ausschloss. Im selben Jahr legte ein weiteres Gesetz fest, dass sich schwarze Arbeiter in Städten ausschließlich mit Pässen und einzig für die Länge ihres Arbeitsvertrags aufhalten durften. Jede Verletzung dieser Vorgaben wurde mit Zwangsarbeit bestraft. Als Schwarze mit Streiks dagegen protestierten und sich in Gewerkschaften zusammenschlossen, schränkte die Regierung ihre Rechte ein, sich zu organisieren und Arbeitsverträge auszuhandeln.

Um zu erzwingen, dass Schwarze trotz aller Diskriminierungen weiter Arbeit in den Minen und auf den Farmen der Weißen suchten, belastete die Regierung sie mit hohen Steuern, unter anderem auf Hütten und Hunde. Grund und Boden konnten die Schwarzen allein in zugewiesenen Gegenden von meist schlechter Qualität besitzen. Das *Eingeborenen-Landgesetz* (Natives Land Act) überließ ihnen 1913 gerade einmal sieben Prozent Südafrikas als Siedlungsgebiet, 1936 wurde der Anteil auf 13 Prozent erhöht. Damit machte es die

Regierung den Afrikanern unmöglich, einen eigenen Lebensunterhalt zu erwirtschaften, und schaltete sie als Konkurrenten der weißen Farmer aus. Weil nicht alle Schwarzen nach Ablauf ihrer Verträge in ihre Stammesreservate zurückkehrten und viele als Haushilfen oder Gärtner bei Weißen in den Städten arbeiteten, wies ihnen die Regierung abgesonderte Wohngebiete in der Nähe zu, sogenannte «Townships».

Das alles ging den burischen Nationalisten nicht weit genug. 1914 verließen sie die Südafrikanische Partei und gründeten die *Nationale Partei* (NP). Die NP legte es darauf an, die Dominanz der englischsprachigen Weißen in Verwaltung und Geschäftswelt zu brechen. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs und der Eintritt Südafrikas auf der Seite der Alliierten gegen das Deutsche Reich vertieften den Graben zwischen Briten und Buren weiter. 1919 gründeten burische Nationalisten den *Afrikaner Broederbond* (Afrikaanischer Bruderbund), eine halbgeheime Organisation, mit dem Ziel, eine burische Republik zu schaffen, die burische Kultur zu verbreiten und armen Buren wirtschaftlich zu helfen. 1924 übernahm eine Koalition aus NP und *Arbeiterpartei* die Macht und verschärfte die Rassentrennung. Drei Jahre später erhielt das «Eingeborenen-Ministerium» die Kontrolle über alle Angelegenheiten, die Schwarze betrafen, darunter die ihnen zugewiesenen Reservate. Die Machthaber in Pretoria regierten sie durch Verordnungen, nicht reguläre Gesetze, und installierten dort eigene Verwaltungen. Die Schwarzen wurden zu rechtlosen Arbeitsmigranten degradiert, die nicht einmal in ihren überbevölkerten und verarmten Siedlungsgebieten das Sagen hatten. So lebte fast die Hälfte aller erwerbsfähigen Männer der Transkei in den 1920er Jahren nicht bei ihren Familien. In Dörfern wie Qunu, erinnerte sich Mandela, gab es fast nur Kinder, Frauen und Greise.

Zögling der Missionsschulen und politisches Erwachen

Obwohl Mandela immer wieder mit den Folgen der weißen Rassentrennungspolitik konfrontiert wurde, standen für ihn in jener Zeit andere Fragen im Mittelpunkt. Als 16-Jähriger musste er sich dem Beschneidungsritual unterziehen, das bei den Xhosas den Übergang vom Jungen zum Mann markiert. Mit 25 anderen Jungen begab er sich zu zwei abgelegenen Hütten, bekam den Kopf geschoren, den Körper weiß bemalt – und in zwei schnellen, schmerzvollen Schnitten die Vorhaut abgetrennt. Unter schlimmen Schmerzen rief Mandela: «Ndiyindoda» – «Ich bin ein Mann». Mit der Initiation wurde sein ursprünglicher Vorname Rolihlahla nicht mehr benutzt, sondern wegen seines königlichen Geblüts nannten ihn alle im Stamm fortan «Häuptling Dalibhunga», Gründer der Bunga, des Rätessystems der Häuptlinge. Es bereitete Mandela später schelmisches Vergnügen, Staatsmänner zum Erbleichen zu bringen, indem er ihnen in plastischen Details die blutige Prozedur schilderte. Im letzten Teil der Zeremonie einige Wochen darauf hielt der Bruder des Königs eine Rede, in der er den frisch Beschnittenen die Illusion nahm, jetzt Männer zu sein. Die Schwarzen seien vielmehr ein besiegttes Volk, Sklaven im eigenen Land. Die jungen Männer zögen in die Stadt, lebten in Bretterschlägen, tranken Fusel und ruinierten ihre Lungen in den Minen, und alles nur, damit der weiße Mann in einzigartigem Wohlstand leben konnte. Sie seien Häuptlinge, die niemals herrschten. Mandela war wütend darüber, dass man ihm den Ehrentag mit solch «unwissenden und beleidigenden Bemerkungen» verdarb. Die Weißen betrachtete er damals «nicht als Unterdrücker, sondern als Wohltäter».¹¹

Aber langsam wandelte sich Mandelas Einstellung gegenüber den Weißen, ohne sich schon zu einem festen Weltbild zu fügen. Obwohl in der Transkei, dem größten Reservat im Land, traditionelle Formen schwarzer Selbstregierung fortbestanden, sah er, dass das letzte Wort beim Eingeborenen-Ministerium und seinen Magistraten lag. Diese Fremdbestimmung sogar im eigenen Stammesgebiet empfand der

junge Mandela als zutiefst ungerecht. Als er 1964 im Gefängnis auf seinen Prozess wartete, schrieb er in unveröffentlichten biografischen Aufzeichnungen: «(Mein) politisches Interesse wurde erstmals geweckt, als ich als Jugendlicher den Stammesältesten in meinem Dorf zuhörte. Die Ältesten erzählten von den guten alten Tagen vor der Ankunft des Weißen Mannes. Damals lebte unser Volk friedlich unter der demokratischen Herrschaft seiner Könige und Berater und bewegte sich frei im gesamten Land. Damals gehörte das Land uns.»¹² In seinen Memoiren berichtet Mandela von Erzählungen Häuptling Joyis, wie die gierigen Weißen die schwarzen Völker des südlichen Afrika gegeneinander aufgehetzt und ihnen das Land weggenommen hätten. Das habe ihn zornig gemacht, und er habe sich betrogen gefühlt. Später musste er herausfinden, dass nicht alles in diesen Geschichten der Wahrheit entsprach. Tatsächlich hatte ein Thembu-König in den 1870er Jahren die Briten um Schutz und Aufnahme seines Volks in ihr Kolonialreich gebeten, weil er in Fehde mit einem rivalisierenden Stamm lag.

Auch ein anderes Ereignis brachte den jungen Mandela in Kontakt mit der Politik der Weißen. In seinen Memoiren und in fast allen Biografien wird erzählt, wie sein Vater Mitte der 1920er Jahre seine Position als Häuptling und damit Einkommen und Status verlor, weil er sich einer Vorladung des Magistrats widersetzte. Mandela interpretierte die Weigerung als einen Akt legitimen Widerstands gegen die weißen Autoritäten und betonte, wie er diese «stolze Aufsässigkeit» und diesen «unbeugsamen Sinn für Fairneß»¹³ seines Vaters in seiner eigenen Persönlichkeit erkannte. Der Vorfall mag Mandela geprägt haben, selbst wenn er zu jung war, um ihn bewusst miterlebt zu haben. Doch es gibt auch eine andere Version. Mandela-Biograf David Smith fand heraus, dass der Magistrat Henry seines Amts enthob, weil dieser Land unrechtmäßig gegen Geld und Rinder verteilte.¹⁴ Dieses oft bei traditionellen Stammesgesellschaften anzutreffende Patronage- und Abhängigkeitssystem betrachteten die weißen Herren als Korruption. Auf jeden Fall lag der Fall komplizierter, als Mandela in seinen Erinnerungen berichtet.

In Clarkebury musste Mandela erleben, dass er als Mitglied des Königshauses keine besondere Stellung einnahm: «Es war eine schmerzliche Erfahrung, dass ich in diesem neuen Umfeld keine Person von Bedeutung war.»¹⁵ Clarkebury öffnete immerhin seinen Blick über Thembuland hinaus. Im Gegensatz zu öffentlichen britischen Lehranstalten wurden dort Jungen wie Mädchen unterrichtet. Trotz der harten Behandlung und des miserablen Essens sprach Mandela später in warmen Worten von den Missionsschulen: «Ich betrachte die Leistungen der Missionare auf dem Feld der Ausbildung der Afrikaner als enorm. ... Für mich ist insbesondere Clarkebury die Alma Mater, die ... meine Augen öffnete für den Wert wissenschaftlichen Wissens.»¹⁶ 1935 besuchten 342 181 Afrikaner solche Einrichtungen, die bis in die entlegensten Stellen der schwarzen Reservate hineinreichten.¹⁷ Die gesamte schwarze Elite – Priester, Lehrer, Ärzte, Beamte, Übersetzer – in diesen Tagen war das Produkt von Missionsschulen.

Nach Clarkebury ging Mandela auf Geheiß Jongintabas 1937 an das viel größere methodistische Missions-College Healdtown in Fort Beaufort. Obwohl er dort weiße und schwarze Lehrer hatte, war der Lehrplan rein britisch. Die viktorianische Atmosphäre seiner Schulzeit mit ihrer Betonung von Disziplin, Fleiß und Pünktlichkeit prägte Mandela ein Leben lang. Allein zur Religion hielt er Distanz. Stets missbilligte er starkes Trinken und Fluchen. Mandela legte Wert auf körperliche Fitness, ein gepflegtes Äußeres und ordentliche Kleidung – und behielt dies sein ganzes Leben bei. Bei seinem ersten Deutschlandbesuch 1996 rüffelte er eine Delegation der Grünen, die in Jeans und Turnschuhen auftrat. Wie wenig ausgeformt Mandelas Sicht der Weißen noch war, zeigt seine Bemerkung, er und seine Mitstudenten wollten zu dieser Zeit nichts lieber als «black Englishmen»¹⁸ werden. In Healdtown, wo er überaus strebsam und erfolgreich war, begegnete Mandela erstmals Schwarzen, die keine Xhosas waren, und begann, seinen Stammes-Chauvinismus zu hinterfragen. Zugleich beeindruckte ihn ein Auftritt des berühmten Xhosa-Dichters Mqhayi, der die sieben Strophen für das berühmte Freiheitslied «Nkosi Sikelel' iAfrika» geschrieben hatte. Mqhayi pries die Xhosa-Kultur als der